



Der Telegraph.

Humoreske von Otto Reinhold. (Nachdruck verboten.) (Fortsetzung.)

„Du guter, lieber Bruder!“ rief sie dabei, und Wolde-

mar betrachtete mit Wohlgefallen das dunkle Köpfchen

an seiner Brust. Dann richtete sich Susanne ebenjo rauch wieder empor

und schied sich an, den Thee zum Abendbrode auf der

Petroleummachine zu kochen.

Woldemar hatte sich in die Ecke des Sophas geworfen

und folgte den Bewegungen seiner Schwester mit der ge-

nußthuenden Leberzeugung, daß Susanne nicht nur hübsch

sondern wirklich schön sei.

„Ich habe Dir auch eine Neuigkeit mitzutheilen, Wol-

demar.“

„Nun?“

„Ich habe Rudolph Lassen gesehen!“

Der Doktor sprang auf.

„Wo? — Wann?“

„Er gab ein Telegramm auf, und ich bekam es zur

Exposition, wobei sich Rudolph gerade vor mein Fenster

stellte.“

„Hast Du ihn nicht begrüßt?“

„Benahre!“

„Hat er Dich erkannt?“

„Wir war's so, und das machte mich so verlegen, daß

ich roth wurde!“

Woldemar hatte wieder Platz genommen.

„Um! Also dieser Bruder Leichsinns ist wieder einmal

in Berlin!“ sagte der Doktor vor sich hin. „Wie lange

ist Rudolph denn von Friedheim weg?“

„Wie lange?“ erwiderte Susanne sinnend. „Jetzt werde

ich neunzehn, — also fünf Jahre. Wo war er denn so

lange?“ fuhr sie fragend fort.

„In Grünau, wohlbit er doppelte Buchführung im

Bureau der Spinnfabrik seines Vaters erlernen sollte.“

„Warum machte er nicht mit Dir das Abiturienten-

Examen? Ihr wart doch stets Klassenossen!“

„Weil er gerade damals vollauf mit Antipereien und

allerhand tollen Streichen beschäftigt war!“

„Hast Du ihn in dieser Zeit nicht wieder getroffen?“

„O, oft!“ entgegnete der Doktor. „Wir haben manche

Nacht hier in Berlin in Sauf und Braus verbracht,

und mit dem Gelde, das Rudolph manchmal an einem

Abend ausgab, hätten wir den ganzen Monat leben kön-

nen! — Nun“, fügte er hinzu, „vielleicht ist er jetzt, seit-

dem sein Vater todt ist, solidier geworden! Du weißt

doch, daß Rudolph jetzt alleiniger Inhaber der Firma

„Lassen und Sohn“ ist?“

„Ich habe davon gehört. — Uebrigens glaube ich, daß

er mich doch nicht erkannt hat! Dem Abends war er

wieder da, und im Foyer ging ich mit meinen Kolleginnen

büch an ihm vorbei. — Da hätte er mich doch anreden

können!“

„Wollst du er zu stolz, obgleich das nicht seine

Manner ist!“ bemerkte Woldemar.

„Inzwischen frag Susanne den brodelnden Thee herbei und

servierte den Tisch.“

„Er hatte eine prachtvolle Meisecke bei sich“, hob

Susanne wieder an. „Aber der kleine Hut stand ihm

schlecht!“

„Das Abendbrod war bereitet und Susanne nahm neben

dem Bruder auf dem Sopha Platz, und liebe, launige,

herzliche und ernste Worte witzten das bescheidene

im Begriffe, ein allerliebste Abenteuer einzufäden! Hast

Du Lust, mir beizustehen?“

„Warum nicht? — Was gilt es denn? — Aber jage

doch nicht so!“

„Mein Freund, wir müssen eilen! — Wiſſe denn, daß

ich eine weibliche Schönheit entdeckt habe! — Aber wo,

Freund, wo? Das ist das Romantische an der Sache!

Du wirst staunen! Hurtig, sonst kommen wir zu spät!

Ich sage Dir, ein herrliches Mädchen! Untadelhaften

Wuchs und allerliebste, anmuthiges Gesicht!“

Sie stiegen die Stufen hinauf, die zum Eingange des

Bahnhofes führten.

„Ist sie blond?“ fragte der Doktor.

„Nein, brünett. Nun folge mir! Sogleich will ich sie

Dir vorstellen!“

Der Herron war nur schwach erleuchtet; deshalb ton-

ten die beiden jungen Leute ungenirt vor den Fenstern

des Telegraphenbureaus Platz machen und die Insaſſen

mustern, ohne von denselben bemerkt zu werden.

Sieht Du, dort! Dort sitzt sie! Diese Kofette ver-

steht es, sich zu repräsentieren! Du wirst an ihrer ganzen

Erſcheinung nicht das Geringste finden, was Dir den gra-

ziösen Eindruck fügen könnte! Sieh, jetzt steht sie auf!

Ha! Nun, was sagst Du zu meinem Gesichte?“

Mit ernsten Blicken betrachtete der Doktor seine

Schwester Susanne, denn sie war es, die unser Reisender

auf's Korn genommen hatte.

„Wie anmuthig sie sich umwendet. — Ich habe mir

schon den Kopf gebrochen, wo ich das Mädel schon ein-

mal gesehen haben muß! Jetzt fällt mir's ein! Ich sah

sie im Ballhause!“

„Du irrst Dich“, versetzte Woldemar finster und begann

unruhig an der Unterlippe zu nagen.

„Nein, ich irre mich nicht! Je mehr ich das Mädchen

betrachte, desto bestimmter erinnere ich mich!“

„Ich sage Dir, Du irrst sie dort nicht!“ rief der Dok-

tor mit hervorbrechendemorne und sagte dabei mit

eigenem Griffe den Arm des Anderen.

Ueberrajst und erkannt rüchtete Rudolph seine Auf-

merksamkeit auf seinen Freund.

„Was ist denn das? Was willst Du damit sagen?“

„Kennst Du diese Dame?“

„Ja!“ erwiderte der Doktor, seine Erregung be-

merkend.

„Ah!“ rief Rudolph heraus — und sein Befremden

ging in ein pfliffiges Lächeln über. „Ach merke Luntel!

Schau, ichau, Doktorchen; ich mache Dir mein Komplim-

ent! Also mein gelehrter Woldemar liegt an der Angel!

Darf man gratuliren?“

„Da irrst Du wieder. Ich keine die Dame nur, inso-

fern ich weiß, daß sie aus guter Familie ist. Und ebenjo

genau weiß ich, daß sie den Verdacht nicht verdient, den

Du vorhin durch Deine Mutmaßung ausgesprochen!“

„Es ist richtig“, dachte Rudolph bei sich, „er hat ein

Verhältniß“, und laut fuhr er fort: „Nun, nun, alter

Knabe, ich kann mich ja getäuscht haben. Sei mir nicht

böse, Freund, daß ich das Mädchen schön finde. Gut,

daß Du noch zu rechter Zeit Einspruch erhebst, denn ich

ging eben stark damit um, mich nach allen Regeln der

Kunst zu verlieben!“

Laut lachend zog er den Doktor vom Fenster hinweg.

„Wo wohnst Du denn, Doktor?“

Dieser war von der Frage betreten; denn ebenjo wenig

wie er es in dieser Situation vermochte, den Namen sei-

ner theurer Schwester Susanne gegen seinen leichtlebigen

Freund über die Lippen zu bringen, so wenig wünschte er auch,

III. Mißverständnis.
Daß es Rudolph mit seiner Abreise nicht ernstlich ge-

meint hatte, konnten wir uns schon gestern denken. Heute

aber sehen wir, daß er etwas Außergewöhnliches im

Schilde führte. Um sechs Uhr hatte er sich vom Kellner

weden lassen, die er nach dem Bahnhofs dirigirt, wo

er die schöne Telegraphistin kennen gelernt hatte. Einer

Abreise konnte es nicht gelten, denn er hatte nachdrücklich

beim Hotelwirth hinterlassen, daß er um neun Uhr wieder

zurückkehren würde.

„Vor dem Doktor weiche ich noch lange nicht!“ sagte

er im Wagensitz zu sich. „Und ich lausche mich doch

nicht! Ich habe die Person im Ballhause gesehen! Und

loste es, was es wolle, ich muß das Mädchen sprechen!

Da mir's Abends immer durch die begleitenden Kollig-

nen verborben wird, will ich's früh versuchen, wenn sie

kommt! Ich habe die ganze Nacht von dem schmuden

Dinge geträumt, und ich glaube, ich wäre im Stande, noch

acht oder vierzehn Tage hier in Berlin zu bleiben, bloß

um das Mädchen vor Augen zu haben! Ob ich ihr gleich

jetzt einen Schmud laufe?“

Er steckte den Kopf zum Fenster hinaus, als suchte

er einen Juwelierladen, sah aber, daß sich die Droschke schon

dem Bahnhofs näherte. Seine Nachforschungen auf dem

Bahnhofs ergaben, daß die Droschke noch nicht da war.

Deshalb machte sich Rudolph auf den Weg, auf dem er

ihm Abends gefolgt war. Dabei vernied er es aber, sich

allzu sehr vom Bahnhofs zu entfernen, um sie nicht zu

Eine kleine Gefälligkeit.

Humoreske von Hermann Heinrich.

(Nachdruck verboten.)

„Darf ich Sie um eine kleine Gefälligkeit bitten?“ —

Der alte Herr, welcher diese Frage an mich richtete,

war nicht ein Mann wie andere alte Herren. Zwar

zeichnete er sich weder in seinem Aussehen noch in seinem

Charakter vor hundert anderen guten Staatsbürgern, die

gleich ihm die Fines ihres nicht unbedeutenden Ver-

mögens mit Ruhe verzehren, sonderlich aus. Der Umfang

aber, daß er Dinkel und Vornund eines reizenden Vorköpf-

chens und dieses seine einzige Erbin war, räumte ihm

eine Ausnahmestellung ein, die von allen geirathsbesitzenden

jugen Männern gebührend respektirt wurde. Der freunds-

liche Leser wird es deshalb für selbstverständlich halten,



Kleinigkeit für mich sei, ja es war mir in diesem Augenblicke wirklich zu Nutze, als ob ich nur deshalb nach Berlin zurücktrete, um für den Entel meines angebeteten Mädchens beim Doktor Cornelius, Blumenstraße 1 am Cüsterner Platz, ein Schädeltchen Augenbalsam zu kaufen. Offenbar zur Belohnung für mein Entgegenkommen spielte und sang sie gleich darauf am Klavier mein Lieblingslied, das Schubert'sche: „Ich schneit es gern in alle Kriegen ein“ mit dem entzückenden Refrain: „Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben!“ und von diesen Tönen umlungen, trat ich meine Rückreise an.

Wenig am nächsten Tage, es war der Montag, pilgerte ich nach Schluß der Bureaustunden, ein Altkleid für die Hausarbeit unter dem Arm, nach der Blumenstraße 1. „Doktor Cornelius ist vor einem halben Jahre nach der Wilsnader Straße in Moabit verzoogen“ berichtete der Portier. Die Nummer des Hauses konnte er mir nicht angeben.

Das war fatal, aber der Adressfalter mußte darüber Auskunft geben. Ich eilte in das nächste Materialwaaren-Geschäft, laurte, da ich dem Inhaber eine Äquivalent gebrauchte Kaffeemaschine und ein Paar Schuhe im Fund gebrannt hatte und bat um das Buch. „Ich bebauere“, entgegnete der Kaufmann, „einen Adressfalter der habe ich nicht, aber dort drüben in dem Konfektionsgeschäft giebt es einen.“ Enttäuscht steckte ich meinen Koffer in die Tasche des Ueberrocks und eilte hinüber.

Nachdem ich mich hier durch den Kauf eines kostbaren seidenen Schilps vorkaufte eingeführt hatte, ließ ich mir den Adressfalter vorlegen und stellte fest, daß Herr Doktor Cornelius in der Wilsnaderstraße 34 sein Laboratorium aufgeschlagen hatte. Mit der Stadtbahn konnte ich ihn demnach in etwa anderthalb Stunden erreichen; da ich aber Müdigkeit und Hunger in überwältigender Weise fühlbar machten, so beschloß ich, den Besuch auf morgen zu verschieben. Auf einen Tag konnte es ja nicht ankommen.

Meine Wirtin machte große Augen, als ich ihr, nach meiner Wohnung zurückgekehrt, den Koffer als Präsent überreichte und erzählte, wie ich dazu gekommen war. „Na, das wird auch 'ne gute Sorte sein“, meinte sie, indem sie eine Bohne in den Mund steckte. „Natürlich, 'n ganz ölgiger Weichselmad! Und nun gar der Schlip! Wissen Sie denn nicht, daß Ihnen die Farbe nicht steht? Couleur de Vorhoffisch — sie meinte mein hellblondes Haar — und Nebelaggrün! Bewahren Sie's nur gut! Bei einem Wohlthätigkeitsbazar können wir's vielleicht mal loschlagen.“

Am nächsten Tage sah ich auf der Stadtbahn. Aber nicht die Großartigkeit dieses Bauwerks, der Stolz über den Triumph des Menschengeistes, die Freude an dem bewegten Leben und Treiben und an den originellen, wechselnden Aussehungen war es, was heute meinen Geist beschäftigte. In einer Ecke des Wagens zurückgelehnt, dachte ich an den Traum der vergangenen Nacht, in welchem der Doktor Cornelius mit seiner wunderthätigen Salbe meine eigenen Augen bestrich, worauf ich meine ganze Umgebung in Gold und Gestein glänzen sah. Wenn irgend ein Traum, so mußte dieser von Bedeutung sein, und es wurde mir bei dem gleichmäßigen Geräusch des dahineilenen Zuges nicht schwer, den geheimen Zusammenhang zwischen meinem Blondsäpchen und diesem Traum aufzufinden. Rhythisch hielt der Zug, ich kam wieder zu mir und „Halbes“ leuchtete es mir von draußen in großen, nickernen Buchstaben entgegen. Ich war, da auf der Stadtbahn die Stationen besamtlich nicht ausgerufen werden, am Moabit vorbei und über drei oder vier andere Stationen hinweggefahren und sah mich nun plötzlich am Saume des Grunewalds. Mein anfangs offener und dann heftigerer Berger über diesen Streich hatte für mich leider keinen praktischen Werth. Ich beschaltete das geforderte Straßgeld, pflückte zum Andenken unter den ersten Nichten des Waldes ein Erisastrachyden, löste ein neues Billet und fuhr nach Moabit zurück.

Wilsnaderstraße 34 — ich stief die vier Treppen auf und ab, suchte und fragte an allen Thüren — umsonst! der Doktor Cornelius war nicht zu finden, ja, sein Name war nicht einmal bekannt. Endlich erfuhr ich im Keller, daß bis zum letzten Auguststermin eine alte Wittve, Frau Seemann mit Namen, im dritten Stockwerk mit einem gelehrten Herrn gewohnt habe, der möglicherweise der Doktor Cornelius gewesen sein könne. Die sei damals nach der Vellermannstraße auf dem Geyndbrunnen verzoogen.

Ich stand einem Augenblick und holte tief Athem. In halb gebrochenem Zustande überdachte ich meine Situation und verwünschte mein böses Schicksal. Erst als die mittelbare Gemüthsänderung tröstend sagte, es brauche ja nicht gerade der Doktor Cornelius zu sein, sie selbst habe durch Sympathie schon manche Krankheit geheilt, gewann ich wieder meine Fassung. Der ganze Trop, dessen ich fähig bin, erwachte. Ich wollte mein Glück dem Schicksal abringen; der Besuch mußte gefunden werden, koste es, was es wolle.

Aber ich will dem freundlichen Leser nicht zumuthen, mir alle die Irrfahrten, die denjenigen des göttlichen Dulders Odysseus mindestens gleichamen, zu wiederholen. Der Kometenlauf des Doktor Cornelius war ein so verschlungener, daß ich am Freitag derselben Woche nach unablässigen Suchen genau soweit war, als am Anfang meiner Irrfahrten. Und dazu hatte ich mir durch den häufigen Gebrauch des Adressfalters ein solche Menge unnützer Dinge an den Hals gefaßt, daß ich im Stande gewesen wäre, damit einen eigenen Wohlthätigkeitsbazar zu eröffnen.

Nun endlich verfiel ich auf ein Auskunftsmittel, das

zu einfach und naheliegend war, als daß ich sofort hätte darauf kommen können. Ich machte meine Bestellung einfach durch die Post, es der unvergleichlichen Gemüthsartigkeit und Frigidität der Beamten des Herrn von Stephan überlassend, den verschlungenen Fäden des Erfinders und Fabrikanten der wohlthätigen Augenbalsam nachzuspüren. Inzwischen aber sollte meine Noth ihren Höhepunkt erreichen.

Am Sonnabend nämlich erhielt ich eine Karte von meinem Auftraggeber aus der Heimath, auf welcher er mir in sehr kühnen Tönen mittheilte, daß er, da mein Beruf mir wahrscheinlich keine Zeit für die kleine Gefälligkeit übrig lasse, das Gewünschte selbst durch die Post beordert habe und mich bitte, mich nicht weiter bemühen zu wollen. Dieser Kundgebung folgten zwei Briefe von Mutter und Schwester, die mir vereint den Vorwurf machten, daß ich mein Glück nicht wahrzunehmen verstehe und bei meinem Leichtsinne nie auf einen grünen Zweig kommen werde.

Ich war wie zermetert und erlebte eine traurige Nacht. Aber die Erlösung stand vor der Thür.

Am nächsten Morgen trat nämlich ein langer, bleicher, mit einer blauen Brille geschmühter Jüngling in meine Wohnung, der sich als der Familius des Dr. Cornelius vorstellte und mir das gewünschte Schädeltchen Salbe übergab. „Aber wo in aller Welt“, fragte ich, „steht denn jetzt der Doktor?“

„Blumenstraße 1, am Cüsterner Platz“ war die Antwort.

Ich sah den jungen Mann überrascht an. „Nicht möglich! Dort bin ich ja selbst gewesen und habe vom Portier erfahren.“

„Verzeihen Sie, das Haus hat gar keinen Portier.“

„Aber wer sollte sich den unüblichen Scherz erlaubt haben?“

„Das ist kein Scherz, mein Herr, das ist bitterer Ernst. Aber es schwebt ein Geheimniß darüber. Man hat Sie jedenfalls verwechselt.“

„Mit wem?“

Der Jüngling zögerte.

„Mit dem Genichtsollsther“, sagte er endlich.

Bei dieser Bemerkung wurde es licht in meinem Kopf und in meinem Herzen. Allerdings mußte ich mit dem Altkleid unter dem Arme jene geschürzten Dienern der Justiz ziemlich ähnlich gesehen haben.

„Dann muß jener ehrowürdige alte Mann im grauen Bart, den ich für den Portier nahm, mit dem Doktor Cornelius unter einer Decke liden“, combinirte ich schnell.

„Ohne Zweifel“, war die Antwort, „denn er war es aller Wahrscheinlichkeit nach selbst.“

Ein heiteres Lachen erlöste mich von dem Bann, der mich die Woche über gedrückt hatte. Ich packte alles, was mit der kleinen Gefälligkeit zusammenhing und mein Zögern entschuldigend konnte, das Bünd ölgigen Kaffees, den redbagrünen Schlip, das Erisastrachyden und die zehn anderen Kleinigkeiten mit der Salbe in ein Paket und jaubte es mit einem ausführlichen Bericht dem Entel und Vormund meines reisenden Blondsäpchens.

Sei es nun, daß meine treuen Bemühungen das Herz des freundlichen Alten ergötzen, oder daß die wunderthätige Salbe seinen Augen wohlthatig hat, kurz, ich empfangen ein sehr reichliches Dankschreiben, welches mir den Muth gab, bei Gelegenheit meines nächsten Aufenthaltes in der Heimath ihm und ihr mein Herz auszusprechen.

Heute nun bin ich am Ziel meiner Wünsche und im Besitz der angenehmsten Häuslichkeit, welche mein Schwiegeronkel, der mir nun erst recht mehr ist, als andere alte Herren, auf's Beste ausgekollat hat. Mein kleines Blondsäpchen singt zwar nicht mehr: „Dein ist mein Herz“, dafür aber halte ich sie selbst umschlungen und denke dabei: „So soll es ewig bleiben.“

Und wenn sie einmal einen großen Wunsch auf dem Herzen hat, etwa nach einem Schmuckgegenstand, einem neuen Kleide, einem schönen Gemälde, so leitet sie, des Erfolges gewiß, die darauf bezügliche Bitte stets mit den Worten ein:

„Darf ich Sie um eine kleine Gefälligkeit bitten?“

Der Duft der Frauen.

Das Buch von Augustin Galopin, einem Manne der Wissenschaft, einem Universitätsprofessor, führt den bescheidenen Titel: „Le parfum de la femme et le sens olactif de l'homme.“ Man hört da gleich heraus, was diese „physiologische Studie“ beweisen will. Eine mächtige Naturkraft giebt ein Geschlecht zum andern. Es heißt zwar: die Liebe macht blind, in Wahrheit aber schärft sie das Auge, potenzirt alle Sinne und Instinkte, und schon in der Thierwelt kann man es sehen, daß das Männchen sein Weibchen auswählt. Damit wird aber noch nicht gesagt, unter welchen Impulsen diese Wahl von Statten geht, warum ein Mann gerade zu dieser Frau sich hingezogen fühlt und nicht zu jener andern, vielleicht feineren und schöneren. Dies nun erklärt uns Galopin.

Nach ihm giebt der jeden Individuum anhaftende Geruch den Ausschlag, also das, was Professor Jäger die menschliche Seele nennt. Wenn zwei Menschen einander lieben, so heize dies so viel, als daß sie einander gerne riechen. Man sage ja auch im Falle ansprechender Abneigung gegen Jemanden, man könne ihn nicht riechen. Jeder Liebe geht eine Erregung der Geruchsnerven voraus, deren man mehr oder weniger bewußt werde. Der Geruch sei der Vorläufer der Liebe, die Lust, dieses Wohlgeruch aller Wohlgerüche, der eigentliche Liebesbote, ein

unüschbarer postillon d'amour. Kurz, Professor Galopin belehrt uns, daß jede wahre Liebe durch die Nase in die Menschenseele giebt, daß man durch die Nase liebt, wie man bisweilen durch die Nase spricht, und nach jener Theorie darf man also annehmen, daß sogenannte Verheiratete und Heilberathen solche Verbindungen sind, bei welchen der Nase Gewalt geschieht oder bei denen sie sich wenigstens neutral verhält. Es heißt ja auch vom Gelde: non olet, es riecht nicht.

Die unerbittliche Wissenschaft bleibt natürlich bei der allgemeinen Behauptung nicht stehen, sondern trägt die Einzelheiten herbei. Liebe und Liebende werden in ihre Gerüche zerlegt. Viele Frauen duften nach Moschus, und wer sie liebt, beweist unwillkürlich, daß Moschus sein Lieblingsparfüm ist. Andere duften nach Ambra, die Monden zumal. Brünnete Frauen verbreiten einen Weichselnduft, schwarzhaarige erinnern an das Parfüm des Ebenholzes. Selbstverständlich kommen hier nur die natürlichen Gerüche in Frage, nicht die künstlichen Parfümerien, mit welchen so manche ungeschickte Schöne den Athem der Natur vergiftet. Der Mann geht in seinen zärtlichen Gefühlen immer der Nase nach, der Geruchssinn ist das eigentliche Keisiel seines Herzens, und eine gebildete, wohlbezogene Nase — un nez d'esprit, wie Galopin sagt — wird sich durch trügerische Klüfte nicht so leicht täuschen lassen. Freilich ist auch der Eigenbuth den mannigfaltigsten Zufälligkeiten unterworfen. Eine Seelenstimmung beeinflusst ihn. Der Weichselnduft der Brünneten wird durch eine lässrige Regung, der Amberbuth der Blondinen durch Kummer und Sorge modifizirt. Frauen schwächen den Parfüm bedeutend als feurige Aufregung verliert ihn, elektrische Einwirkung steigert ihn zum höchsten Grade: ist ein Gewitter im Anzuge, meint Galopin, so kann der unglücklichste Freier einen Hübel des Glückes erlangen, während mit den ersten Regentropfen wieder alle Hoffnung schwindet.

Eine geheime Beziehung besteht auch zwischen dem Festigkeitsgrade der Dauer einer Keigung und den Funktionen der Geruchszellen. Der französische Gelehrte will die Beobachtung gemacht haben, daß diejenigen, welche Weichsel- und Amberbuth vorziehen, zärtlicher und länger lieben, als die Freunde des Moschus- und Ebenholzesgeruches. Der Letzteren Gemüth ist leidenschaftlicher, aufbrauner, gewaltthätiger, aber auch oberflächlicher und rascher verglißt, als das stille Feuer der Weichselritter. Agnes Sorel, Diana von Poitiers, Frau von Maintenon waren Blondinen, dufteten nach Weichsel und Ambra, darum wurden sie auch so zärtlich und namentlich so lange Jahre geliebt, und wenn man von ihnen erzählt, daß sie Könige, „an der Nase herumlüfteten“, so bekommt diese populäre Ausdrucksweise nach den Untersuchungen des französischen Gelehrten eine ganz andere Berechtigung, sie ist nicht mehr bloß ein Bild, sie wurzelt in physiologischem Boden.

Mannigfaltiges.

„Kleine Blumen, kleine Väter.“

Sind die gelehrten Schulen Deutschlands so besetzt, weil man sie für Thore zu der Wissenschaft, oder für solche zu dem Amte hält? Es wäre unbillig, das erlie nicht anzunehmen, und das letztere nicht zu verschweigen.

Der Herr Friedrich von Schad.

Schüren wirst du's bald genug:
In die Welt geht's nugsends recht,
Wer nicht stark ist oder klug,
Wer nicht reich ist oder — schlacht.
Ernst Ziel.

Der Hagel mag die Saaten niederlegen,
Geschmolzen wird er doch dem Wirtelland zum Segen.
So sage nicht Scheit dir im Augenblick
Zerbricht die Hoffnung durch ein Mißgeschick.
Was heute dich noch dünkt des Schicksals Tadel,
Mag morgen sich schon wenden dir zum Glück.
Johanna Feilmann.

Charade.

Durch's Waldesgrün, durch's Waldesgrün,
Da lüch die Erde kühl bei Nacht,
Den Quell, wo ringsum Bümlen blühen,
Und trinkt und lauscht mit Bedacht.

Durch's Waldesgrün, durch's Waldesgrün
Da folgt die Zweite einer Spur.
Sie trifft die Erde — und jagt kühl
Vom Quell sie fort, durch Feld und Fluß!

Durch's Waldesgrün, durch's Waldesgrün,
Da schleicht das Gänse in's Vertick:
Nach zu verbergen sich bemüht,
Damit sein Auge es entdeckt!

Durch's Waldesgrün, durch's Waldesgrün,
Weit gen des Ganzen Mobilien
Der Wandrer edelwiegend singt!

Logogriff.

Mit a ist's schwer oft, wenn gut,
Vermehre auch der Titel fünf,
Vor ihm sich Mancher beugt.

Mit o bringt es manch' Thier in Wuth
Und tracht im Stanz mit Rumpurguth,
Wenn Tag und Nacht sich neigt.

Mit u nahm's Einer wohlgemuth
Als liebens Weib in treue Huth
Die's Buch der Bücher seigt.

Witzungen aus Nr. 2.

1. Silben-Aufgabe: Aluar, Natalie, Georg, Echina, Barter, Elot, Rubin, Inse, Vornenweiser, Delic, Zaleutis, Wapit, Wanger und Zwischenträger. — 2. Charade: Quastfrau.

Gesprächens.

Familie Krüger, R. Richter in B., C. S. Alles richtig. Mein Müller, E. Reigt, C. Koch, R. Goffmann, W. Wagner, Ernst Gütler, R. S. I. richtig. Ligo Franz in C., portenale Götlich in B., Ernst B. ... Hugo Weimer 2 richtig. Lichtenauer. Bitte nicht, aber zu spät.